

# Solo für Zwei

Exerzitionen des Hörens: Die 1:1 Concerts sind mehr als ein Corona-kompatibles Format

Von Christina Bylow

**N**och vor dem ersten Ton trifft mich sein Blick. Dunkle Augen voller Verständnis, Ruhe und Langmut. Jedenfalls sehe ich all das in ihnen. Was er sieht, weiß ich nicht. Er wird es auch nicht sagen. Aber er wird etwas spielen, das zu dem passt, was er in seinem Gegenüber sieht. So steht es im Beipackzettel des Experiments.

Sebastian Breuninger ist Geiger, Konzertmeister des Gewandhausorchesters Leipzig. Er hat sich auf ein Format eingelassen, das wie geschaffen scheint für das Gebot des Abstands bei gleichzeitiger Sehnsucht nach Unmittelbarkeit: Die sogenannten 1:1 Concerts – ein Musiker, ein Zuhörer plus zwei Meter Distanz – sind inzwischen in vielen deutschen Städten etabliert und überall schnell ausgebucht. Musiker und Kulturvermittler haben sie erfunden, als von Corona noch keine Rede war.

Einer von ihnen hatte ein Seminar bei Marina Abramovic besucht, deren bekannteste Performance „The Artist is present“ darin bestand, einem Menschen minutenlang in die Augen zu sehen, getrennt durch einen Tisch. Einen Tisch gibt es hier nicht. Nur zwei einfache Holzstühle und ein Rechteck am Boden, markiert mit getrockneten Blumen, farbigen Gläsern und Dosen, ein Arrangement aus fragilen Objekten, ebenso wenig zufällig ausgewählt wie der pinkfarbene Kunstpelzmantel, der im Fenster hängt. Die Fotografin Tabea Mathern hat dem Konzert in ihrem Neuköllner Atelier eine Bühne bereitet, sie ist die Gastgeberin, das Scharnier zwischen Zuhörer und Musiker, draußen und drinnen, Fremdheit und Nähe.

Die meisten klassischen Konzerte verlaufen nach einem festen Ritual innerhalb einer hierarchischen Raumordnung. Hier das Podium, dort der Saal, Auftritt, Darbietung, Beifall, Abgang. Im Atelier befinde ich mich auf derselben Ebene, ich werde zum Mitspieler, egal ob ich will oder nicht. Ich will, weiß aber nicht, wohin mit dem Blick, der Pelz wird zum Fluchtpunkt.

Zum ersten Mal höre ich einen Geiger atmen. Es ist ein Atmen mit der Musik, nicht gegen sie. Anstrengungslos, als setze er Komata. Keine Seufzer, keine Luftstöße, kein Schnaufen. Im Gegensatz zum Blasinstrument braucht die Geige den Atem nicht, um zu klingen, die Musik aber wäre eine andere ohne das Ein- und Ausatmen des Musikers. Der Atem begleitet Spannung und Entspannung, Stille und Klang. Er schafft Struktur.

Zwanzig Meter entfernt könnte man das Atmen nicht hören, aus der Nahdistanz von zwei Metern ist es präsent und verweist auf etwas Elementares: Es ist ein Mensch, der da spielt, und nie mehr wird er genauso spielen wie in diesem Moment. Was er spielt, weiß ich nicht. Meine Kenntnisse der Geigenliteratur sind bescheiden, Barock, eine Dur-Tonart, vielleicht Bach, aber anders als beim Hören von Musik im Radio rätsle ich nicht, was für ein Stück das sein mag. Stattdessen spüre ich den Klang, wie man Kälte und Wärme spürt: als körperliche Empfindung. Wohllaute, dunkle Frequenzen, durchscheinende Höhen, wenig Vibrato, ein purer Ton, Polyphonie. Der Rhythmus ist gleichmütig, ein Tanz ohne Drama.

Neurowissenschaftler haben erkundet, wie Schallwellen im Gehirn verarbeitet werden, wie Bereiche im Frontallappen die logische Struktur der Musik erkennen. Mein Gehirn signalisiert Behagen, das des Geigers offenbar auch. Er ist aufgestanden, ein schmaler, graziler Mann, schwarz gekleidet, im linken Ohrläppchen leuchtet ein aquamarinfarbener Stein. Sein ganzes Gesicht lächelt, wenn er spielt, kein Vergleich mit dem Grinsen des bekannten Walzerdompteurs, der die Geige wie ein Accessoire mit sich führt. Sebastian Breuninger wird spä-

ter sagen, er sei glücklich, wenn er spielt, mit einer Selbstverständlichkeit, die keiner Erklärung bedarf.

Das Stück ist zu Ende, mein Pulsschlag hat sich beruhigt. Nach einem kurzen Innehalten setzt Breuninger neu an. Jähe Sprünge, Orientalismen, ein Hauch von Filmmusik, diskret gespielt. Das dritte Stück schließt den Kreis zum ersten, ein Ausklang, versöhnlich wie die Stille nach einem Unwetter. Ruhig führt es mich heraus aus dem Paradies vollkommenen Konzentriertseins. Aus einer Erfahrung, die daran erinnert, dass wir einander brauchen, der Musiker und der Zuhörer, die weibliche Form immer eingeschlossen. Es ist auch eine Lektion, die offenbart, dass das Klicken von Stream zu Stream das Hören zu einer vegetativen Funktion degradiert.

Wir sind nun draußen, vor der Backsteinremise im Hinterhof. Mexikanische Wimpel mit grellem Totenkopf-Dekor flattern im Abendwind, an der Mauer windet sich Efeu. An den Rändern dieser Enklave wuchern Brennnesseln zwischen weißen Plastikstühlen, blättert der Putz, die Klingelschilder an den Eingängen sind mehrfach überklebt, auch ein Peitschenhandel zeigt seine Anwesenheit an. Nach dem Konzert miteinander zu sprechen, ist eigentlich nicht vorgesehen. Die Geige liegt jetzt in einem rosafarbenen Kasten, Sebastian Breuninger hat sie im Blick. Wie ein Körperteil sei sie für ihn, sagt er, als Kind einer Musikerfamilie aus Süddeutschland fing er früh an, seit fast zwanzig Jahren ist er Konzertmeister in Leipzig. Zuvor hatte er dieselbe Position im Deutschen Sinfonie-Orchester Berlin. Seine Lebensgefährtin spielt dort Kontrabass, sie pendeln zwischen den Städten.

Wie erträgt er den Stillstand der Konzerte? Er übt, wie sonst auch. „Aber wenn man abends Konzerte hat, ist das, als würde man bei rollendem Verkehr auf einer Baustelle arbeiten. Jetzt gibt es eine Absperrung“, sagte er, und sie gibt ihm Zeit, sich wieder um die Grundlagen zu kümmern. „Das Einfachste ist oft das Schwierigste.“ Eine privilegierte Lage, natürlich. Deshalb unterstützt er als fest angestellter Orchestermusiker mit den 1:1-Konzerten freie Musiker, deren Einnahmen für lange Zeit wegbrechen. Sie bekommen die Spenden, um die der Zuhörer gebeten wird, verteilt über einen Pool der Deutschen Orchesterstiftung. Aber der Mangel ist nicht nur ein materieller: Musiker sind ebenso aufeinander angewiesen wie sie es auf die Zuhörer sind. „Wie wichtig Zuhörer sind, merkt man schon beim Vergleich zwischen Generalprobe und Konzert. Man spürt die Energie im Saal.“ Er spüre auch, wenn jemand Mails auf seinem Handy liest.

Was hat er nun für mich gespielt? Auf einem Vordruck mit dem Titel „Ihr Konzert“ hat er die Stücke mit Bleistift notiert: J.S. Bach: 3. Satz aus der Sonate g-moll. Fritz Kreisler: Recitativo und Scherzo -Caprice. J.S. Bach: 3. Satz aus der C-Dur-Sonate. Eigentlich, sagt er, habe er mit dem Kreisler beginnen wollen, zog aber dann das Siciliano aus Bachs g-moll-Sonate vor. Seit seinen Teenagerjahren begleite ihn diese Sonate. Den 3. Satz spiele er auch für sich, wenn es ihm nicht so gut gehe. „Er bringt inneren Frieden. Er versöhnt und baut auf.“ Eine Verordnung also, ohne Nebenwirkungen. Ich danke.

Informationen und Termine unter: [1to1concerts.de/Berlin](http://1to1concerts.de/Berlin)



**Christina Bylow** vermisst das gemeinsame Musizieren mit ihrem Amateuorchester.